

Achtzehntes Kapitel.

Ohne Frage ist der Durst nach Wissen ein rühmliches Fieber, und es gibt in der moralischen Welt wenige Anblicke, die so erhaben wären, als der, welchen manches Dachstübchen darbieten würde, wenn Asmodeus zum Behuf einer Musterung der Insassen die Häuser abdecken wollte — ich meine den eines braven, geduldigen, eifrigen menschlichen Wesens, das sich durch die ehernen Wände des Mangels nicht abhalten läßt, seinen mühsamen Weg fortzusetzen in das großartige Unendliche, dessen Himmel erhell't ist von sterngleichen Seelen.

So sitzt Leonard, der Autodidact, allein in der kleinen Hütte; denn obschon kaum die Stunde vorüber ist, um welche die vornehmen Leute zu speisen pflegen, wäre es doch für die geringen jetzt an der Zeit, zu Bette zu gehen, und Mrs. Fairfield hat dies auch bereits gethan, während Leonard noch bei seinen Büchern sitzt.

Er hat den Tisch an's Fenster gerückt, schaut von Zeit zu Zeit auf und erfreut sich des stillen Mondes. Ein Glück für ihn, daß, um die der Nacht abgestohlenen Stunden wieder gut zu machen, die kräftigende körperliche Anstrengung mit dem Tage wieder beginnt. Die Gelehrten wären keine so kläglichen Schwächlinge, wenn sie so viele Stunden in der freien Luft arbeiteten, wie unser lernbegieriger Bauernjunge. Aber auch bei ihm konnte man sehen, daß der Geist angefangen hatte, von dem Körper zu zehren, denn alle angestrengte geistige Arbeit nimmt an der Materie Rache. In

der That, es würde schlimm aussehen in dieser Alltagswelt, wenn es überall nur auf's Lesen erpichte, studirende Zweiflüßler gäbe, die sich den Henker um die Gesundheit ihres Gangliensystems kümmern.

Leonard schrak auf, als er an die Thüre klopfen hörte, und nur die wohlbekannte Stimme des Pfarrers beruhigte ihn wieder. Mit einiger Ueberraschung öffnete er den späten Gästen die Thüre.

„Wir sind gekommen, um uns mit Euch zu unterhalten, Leonard,“ begann Mr. Dale; „aber ich fürchte, daß wir Mrs. Fairfield stören werden.“

„O nein, Sir! Die Thüre zur Treppe ist geschlossen, und sie hat einen tiefen Schlaf.“

„Ah, das ist ja ein französisches Buch — lest Ihr französisch, Leonard?“ fragte Riccabocca.

„Ich habe das Französische nicht schwer gefunden, Sir. Ist man einmal über die Grammatik hinaus, so wird die Sprache so klar. Es kommt mir vor, als ob sie für das Räsonniren erfunden sey.“

„Ganz richtig. Schon Voltaire sagt: 'Was dunkel, ist nicht Französisch,'“ bemerkte Doctor Riccabocca.

„Ich wollte, man könnte vom Englischen das Gleiche behaupten,“ bemerkte der Pfarrer.

„Aber was ist dies? — Auch Lateinisch? — Virgil?“

„Ja, Sir. Aber ich finde, daß es hier nicht recht vorwärts gehen will ohne Lehrer. Ich werde es wohl aufgeben müssen.“ (Und Leonard seufzte.)

Die beiden Gentlemen wechselten gegenseitig Blicke und

festen sich. Der junge Landmann blieb bescheiden stehen. In seiner Miene und Haltung lag etwas, was das Herz rührte, während es das Auge ansprach. Er war nicht länger der scheue Knabe, der sich vor Mr. Stirn's finsterem Blicke verkroch, und eben so wenig die rohe Verkörperung physischer Kraft, die, zu unregelter Tapferkeit gespornt, auf dem Dorfrasen von Hazelden eine so kränkende Niederlage erlitten hatte. Die Macht des Gedankens lagerte auf seiner Stirne — zwar noch etwas unstet, aber doch mild und ernst. Die Züge hatten jenen edeln Schnitt angenommen, den man oft für ein Geschlechtsabzeichen hält, obschon er in Wahrheit seinen Grund hat in der Schönheit der Ideen, die entweder von den Eltern aufgegriffen oder aus Büchern erlernt wurden. In seinem reichen braunen Haar, das leicht von den Schläfen niederfiel und sich fast bis auf die Schultern herunter lockte — in seinem großen Auge, dessen Blau sich unter den dunkeln Wimpern zur Farbe des Beilchens vertiefte — in der Festigkeit der Lippe, die von dem Ringen mit Schwierigkeiten herrührt, lag eine merkwürdige Schönheit, aber nicht mehr die Schönheit des bloßen Landmanns. Dabei zog sich um sein ganzes Antlitz jener Ausdruck von Reinheit und Herzensgüte, den der Maler gerne seinem Ideal von einem ländlichen Liebhaber verleiht — etwa so, wie ihn sich Tasso in dem *Aminta* dachte oder wie ihn Fletcher an der Seite der treuen Schäferin gezeichnet haben würde.

„Ihr müßt einen Stuhl herbeirücken und in unserer Mitte Platz nehmen, Leonard,“ sagte der Pfarrer.

„Wenn Jemand ein Recht zu sitzen hat,“ bemerkte Riccabocca, „so ist's derjenige, der eine Predigt anhören soll, während dagegen mit allem Fug dem Prediger das Stehen zukömmt.“

„Erschreckt nicht, Leonard,“ sagte der Pfarrer freundlich, „es handelt sich nur um eine kritische Beleuchtung, nicht um eine Predigt.“

Und er zog Leonards Preisabhandlung aus der Tasche.

Neunzehntes Kapitel.

Pfarrer. — „Ihr habt zum Motto den Aphorismus* gewählt — 'Wissen ist Macht.' Bacon.

Riccabocca. — „Von Bacon sollte ein solcher

* Dieser Aphorismus wurde dem Lord Bacon wahrscheinlich auf die bloße Autorität eines Registers seiner Werke zugeschrieben; er gehört also dem Registermacher an, keineswegs aber dem großen Meister der inductiven Philosophie. Allerdings hat sich Bacon wiederholt über die Macht des Wissens verbreitet, aber mit so vielen Erklärungen und Unterscheidungen, daß man ihm sehr Unrecht thut, wenn man von ihm annimmt, er versuche in einen einzigen Satz zusammen zu drängen, was zu erklären ihn einen ganzen Band gekostet hat. Wenn er zum Beispiel auf einer Seite Wissen mit Macht gleichbedeutend zu nehmen scheint, stellt er sie auf einer andern sich auf's Schroffste gegenüber, wie aus den Worten erhellt — „Adeo, signanter deus opera potentiae et sapientiae discriminavit.“ Aber es wäre ebenso ungerecht gegen Bacon, wollte man den Satz, der zwischen Macht unterscheidet, in einen Aphorismus umwandeln, als wenn man im Gegentheil sich die nämliche Freiheit mit Sätzen nähme, die beides miteinander verwechseln.